GEIST UND GESTALT

BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE
DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
VORNEHMLICH IM ZWEITEN JAHRHUNDERT
IHRES BESTEHENS

ERSTER BAND

GEISTESWISSENSCHAFTEN

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
MÜNCHEN 1959

KLASSISCHE PHILOLOGEN

Von Rudolf Pfeiffer

In den zweihundert Jahren ihres Bestehens hat die Akademie eine ungewöhnlich große Zahl von klassischen Philologen unter ihre Mitglieder aufgenommen; es sind, wenn man die korrespondierenden einmal mitrechnet, etwa einhundertfünfzig Namen. Nicht ohne subjektive Willkür wird man also nur ein paar Latinisten (KARL HALM und EDUARD WÖLFFLIN) und Gräzisten (OTTO CRUSIUS und EDUARD SCHWARTZ) als repräsentativ herausgreifen können.

Erst als sich die Akademie im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts „neu konstituierte", begann die klassische Philologie eine Rolle zu spielen. Wenn ich nicht irre, ist das älteste erhaltene wichtige Zeugnis ein Brief von FRIEDRICH AUGUST WOLF an Goethe vom 23. April 1805; der weithin berühmte Hallenser Professor schreibt darin an seinen größten Freund, es seien ihm „seit etwa sieben Wochen von München aus sehr reitzende Anträge gemacht, in die neu organisierte Academie der Wissenschaften als erstes Mitglied im Fach der alten Litteratur zu treten"; er erbittet ein „Wort des Raths und der Theilnahme", das ihm Goethe am 2. Mai eindeutig zukommen ließ: „An ihre Entfernung aus unsren Gegenden mag ich gar nicht dencken. Es wäre eins der größten Übel die mir wieder fahren könnten". Erst nachdem der Dichter, der nach Wolfs Worten „mit der Kraft und Wärme der Griechen denkt und empfindet", ins Vertrauen gezogen war, ist in amtlichen und privaten Briefen von dem Ruf wiederholt die Rede, bis am 9. Juli 1805 die endgültige Ablehnung erfolgte im Schreiben an Johann Christoph von Aretin, der damals auch Vice-Präsident der Akademie war. Wolf nennt die Art der Einladung „so verbindlich und voll so liberaler Gesinnungen, daß ich sie mit tiefgefühltem Dank erkennen muß", stellt aber den ihm gebotenen Vorteilen eines reinen Akademikers die „größere Neigung" entgegen, die ihn „an das Lehramt auf einer Universität fesselt", und kann schließlich die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, daß er „in einem Lande lebe, worin Aufklärung und wissenschaftliche Cultur bereits seit langer Zeit auf der festesten Basis gegründet sind, an deren Gründung itzt der glückliche Genius von Baiern so ruhmvoll arbeitet". Wolfs Scheu vor dem ihm unbekannten und etwas unheimlichen Bayern kommt noch stärker in einem

gefühlvollen Brief an Friedrich Heinrich Jacobi (20. 7. 1805) zum Ausdruck. Dieser überaus vielseitige, mit Goethe seit Jahrzehnten befreundete Philosoph war gerade damals, um an der Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens in Bayern mitzuwirken, an die Akademie berufen worden und bekleidete dann von 1807 bis 1812 das Amt des Präsidenten.

Nach der Katastrophe von Jena und der Schließung der Universität Halle war Wolf jenes Lehramtes, an das er sich „gefesselt" fühlte, beraubt; in einem Brief der Ratlosigkeit und Verzagtheit an Goethe (14. 11. 1806) fällt der Name Jacobi, durch den er „vielleicht zu einer Organisation der Bayerischen (sic) gelehrten Schulen empfohlen oder genannt werden" möchte. Es war die Akademie, die die völlig veränderte Lage im Frühjahr 1807 zu neuen Einladungen zu nützen versuchte; aber Wolf siedelte Ende April nach Berlin über, wo er seit 1799 Akademie Mitglied war, und blieb dort bis zum Ende seines Lebens. „Unbesonnener Patriotism konnte es gewis vielen scheinen, wenn ich im Anfang des Junius 1807 alle neue Einladungen nach München . . . rund abwies, und dadurch machte, daß im November endlich Prof. Jacobs aus Gotha an meine Stelle mit 4000 Gulden dort berufen wurde" (10. 3. 1808 an einen unbekannten Adressaten, vermutlich E. F. Klein). Damit waren die Bemühungen der Akademie endgültig gescheitert; zum auswärtigen Mitglied wurde er im gleichen Jahre wie Goethe (1808) gewählt. Der Versuch, Wolf Ende 1808 nach Bayern zu bringen, ging von der Universität Landshut aus und wurde fast umgehend von Wilhelm von Humboldt, Wolfs treuestem Freund, vereitelt (5. 2. 1809 Wolf an Humboldt und dessen Schreiben an den Staatsminister Grafen Dohna 6. 2. 1809); daß Wolf bei seinem ersten persönlichen Besuch in München im Sommer 1810 zu Verhandlungen mit der Akademie wieder geneigt gewesen wäre, ist lediglich eine alte Vermutung, die bisher aus dem reichen Quellenmaterial keine Bestätigung erhalten hat. Er erinnert sich freilich immer gern an „die erfreulichen Tage" in München, wenn er an seinen Freund Friedrich von Schlichtegroll, den langjährigen Generalsekretär der Akademie, schreibt (30. 7. 1811), sich nach dem „edlen" Jacobi, dem „academischen Aldermann und dessen Alderfrauen" erkundigt und den Weggang „des trefflichen Jacobs" aus „diesem Cirkel" bedauert (darüber auch im Brief vom 10. 12. 1810). Friedrich Jacobs, der statt des unerreichbaren F. A. Wolf der erste altphilologische Akademiker Münchens geworden war, flüchtete nämlich, wie man wohl sagen darf, nach kaum drei Jahren in sein stilles Gotha zurück. Was wäre wohl geschehen, wenn Wolf selbst sich hätte entschließen können? Eine müßige Frage, gewiß. „Einen auch abgesehen von aller Gelehrsamkeit großen und vielumfassenden Geist" hat ihn Wilhelm von Humboldt genannt (an Varnhagen 5. 9. 1833), der auf der anderen

Seite seine Unmäßigkeit und Heftigkeit, Mangel an Haltung und Grazie, seine „göttliche Vermessenheit" nur zu gut kannte (an Varnhagen ebenda und an Karoline von Humboldt 16. 1. 1814); dazu kam eine oft unfaßliche Eitelkeit und ein wilder Haß auf wirkliche oder vermeintliche Gegner. Es bedurfte der ganzen Überlegenheit Humboldts, um ihm „gerecht zu werden" – was selbst Goethe am Ende nicht mehr gelang. Wolfs sprühende geistige Produktivität, die sich am stärksten in seinen Homerarbeiten und in der Begründung der „Altertumswissenschaft" manifestiert hatte, schien um 1807 erschöpft zu sein, und die körperlichen Leiden nahmen zu; so wurde er in Berlin für die Akademie und dann für die neue Universität oft mehr eine Last als ein Gewinn. Dies wäre vermutlich in München noch schlimmer gewesen, wo es keinen Humboldt gab und wo sich eine ausgesprochene Widerstandsbewegung gegen die aus nördlichen Regionen Berufenen bildete.

Der „treffliche", der „brave", der „herrliche" Friedrich Jacobs, wie ihn F. A. Wolf in seiner Korrespondenz immer wieder zubenannte, schien zunächst eine glückliche Wahl zu sein. Er hatte neben seinem Lehramt am Gymnasium seiner Heimatstadt Gotha, das ihm schon als Einundzwanzigjährigem übertragen worden war, und neben seinem bibliothekarischen Amt eine intensive literarische Tätigkeit, vorwiegend als Gräzist, durch kritische Ausgaben, Erklärungen, Übersetzungen, literatur- und kulturgeschichtliche Studien entfaltet; als ein dauerndes Monument ragt daraus sein fünfzehnbändiges, mit dreißig Jahren begonnenes und mit fünfzig vollendetes Werk, die Ausgabe der Anthologia Palatina, heraus; damit trat die alte Abschrift der Epigrammsammlung des Kephalas endgültig an die Stelle der bisher gedruckten späteren Sammlung des Planudes; eine Auswahl von siebenhundert Gedichten suchte er in metrischer deutscher Übersetzung allgemein zugänglich zu machen. Der emsige Forscher hat sofort in der Akademie vorgetragen und Arbeiten vorgelegt. Der erfahrene Pädagoge widmete sich gleichzeitig der ihm übertragenen Professur am sogenannten „Lyceum", das eine Zwischenstufe zwischen dem Gymnasium in München und der noch in Landshut befindlichen Universität sein sollte; besonders begabte Lyceisten versammelte er in seinem Studierzimmer zur Lektüre griechischer und lateinischer Autoren, um aus ihnen gut vorgebildete Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu machen; eigene Vorträge über Hellas hatte er dem Kronprinzen Ludwig zu halten. Gleichzeitig mit Jacobs, 1807, wurde Friedrich Niethammer*, der Sohn eines evangelischen Pfarrers aus Württemberg, an die Spitze des bayerischen Unterrichtswesens berufen und 1808 in die Akademie aufgenommen; er war an den ausgezeichneten Schulen seiner Heimat ausgebildet worden wie Hegel, dessen Berufung nach Nürnberg er im Jahre

1808 erwirkte. In dem Titel einer grundsätzlichen Schrift aus dem gleichen Jahr „Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit" erscheint die von ihm bewußt geprägte neue Bildung „Humanismus" zum erstenmal; der erste -ismus (nach dem Basedowschen Philanthropinum) hat den zweiten nach sich gezogen. Dieser so junge deutsche Neologismus, im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts sehr verschieden gebraucht und mißbraucht, war bei Niethammer ein reiner „Bildungs"-Begriff. Jacobs und Niethammer vermittelten 1809 die Berufung von Friedrich Thiersch an das Münchener Gymnasium (das jetzige Wilhelmsgymnasium). Dies war das Entscheidende.

Denn Friedrich Jacobs hielt, wie schon angedeutet, den sattsam bekannten ständigen Attacken in Morgenblättern und Flugschriften gegen die „protestantische Fremdenkolonie", „die Nordlichter" usw. nicht länger stand. Er hatte gerade noch auf Wunsch des Präsidenten Jacobi diesem ein Gutachten über Thiersch geliefert, als er im Dezember 1810 nicht leichten Herzens aus dem engeren Münchener Freundeskreis der Akademie schied und als Leiter der Bibliothek und dann der Kunstsammlungen in der beata tranquillitas von Gotha seine ausgedehnte philologische und literarische Tätigkeit noch lange Jahrzehnte (gest. 1847) fortsetzte.

Sein Thüringer Landsmann Friedrich Thiersch* besaß eine robustere Natur, einen überlegeneren Geist. Er war in Schulpforta unter Ilgen aufgewachsen, hatte in Leipzig bei Gottfried Hermann, in Göttingen bei Christian Gottlob Heyne Philologie gelernt, war auch zu F. A. Wolf nach Halle von Leipzig aus hinübergekommen und hatte mit dessen bedeutendstem Schüler August Böckh Freundschaft geschlossen. In Göttingen war er schon an der Universität und an der Schule tätig, als ihm, dem Fünfundzwanzigjährigen, auf die erwähnten Empfehlungen hin die Stelle am Münchener Gymnasium angeboten wurde. Auf das Gutachten von Jacobs hin wurde er am 22. Dezember 1810 „Adjunkt der I. Klasse der Akademie und Beisitzer der Bibliotheks-Administration". Er blieb München sein ganzes Leben treu; nicht einmal das berüchtigte Attentat der Faschingsdienstagsnacht 1811 schüchterte den tapferen Mann ein. Im Gegenteil, der Dolchstoß eines Gliedes „der Catilinarischen Rotte, die auf Aretins Büro heimisch war", wie Jacobs sich in einem Brief an Heyne nach Göttingen ausdrückte, machte ihn zu einer populären Figur, der sich das allgemeine Mitgefühl und das besondere Wohlwollen des königlichen Hauses zuwandten. Thiersch wurde auf die von Jacobs aufgegebene Professur am „Lyceum" berufen und führte jenen privaten seminarähnlichen Unterricht ausgewählter Lyceisten weiter. Es war Thierschs Verdienst, daß dieses „Seminar" durch Ministerialreskript vom 11. 3. 1812 eine staatliche Anstalt wurde, die einen Jahresetat für eine Biblio-

thek, Stipendien für die auf zwölf beschränkte Zahl der Mitglieder und Mittel für eine eigene Zeitschrift „Acta philologorum Monacensium" erhielt; das genaue Vorbild war Wolfs Lieblingsschöpfung, das Seminar an der Universität Halle. Zu Thierschs nicht geringem Kummer brach gerade damals „ein neuer Krieg im Schoße der Akademie" aus, nämlich der Schellings contra Jacobi; F. A. Wolf schrieb im April 1812 an Jacobs über diese „philosophischen Streithändel" und war besorgt um den „lieben Jacobi": „Muß denn München die Zankapfelbude sein?" Thiersch, der 1814 ordentliches Mitglied der Akademie wurde, erreichte es, daß sein Seminar als eine auf den Staatsdienst unmittelbar vorbereitende Anstalt mit der Akademie der Wissenschaften verbunden und der philologischen Sektion zur Aufsicht übergeben wurde (14. 12. 1823). Als eine „Zentralanstalt des Staates" im Rahmen der Akademie wird es nun als „philologisches Institut" bezeichnet, und Thiersch hat 1824 in der philologisch-historischen Klasse im einzelnen und im allgemeinen diese Einrichtung begründet: „Die Akademie ist das Asyl der klassischen und philologischen Studien, falls es gilt, Angriffe der Barbarei abzuwehren". Die Akademie sollte auch den riesigen Plan neuer Textausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker unter ihren Schutz nehmen; der aber scheiterte völlig an dem heftigen Einspruch des Buchhändlergewerbes. Als schließlich die Universität nach München verlegt und Thierschs Anstalt unter dem besseren Namen des „Seminars" (einer Pflanzstätte) ihr eingegliedert wurde, hatte dieses schon eine Vorgeschichte von zwei Dezennien in engster Verbindung mit der Akademie. Darin unterscheidet es sich von seinen Vorbildern und Vorläufern in Göttingen, Halle und Leipzig; innerhalb der Universität war es dann seine Bestimmung, wie der bayerische Historiker Michael Doeberl* bei der Jahrhundertfeier 1926 rühmend hervorhob, „Muster und Vorbild für alle Seminare der Universität München zu werden".

Thiersch, nun auch an die Universität berufen, hatte in München seine Lebensaufgabe gefunden; die Heranbildung eines wissenschaftlich geschulten Lehrerstandes an den bayerischen Gymnasien. Er hatte von seinen großen Lehrern aufgenommen, was seiner Natur gemäß war; so sehr er Gottfried Hermann verehrte, zum Forscher im strengen Sinn war er nicht geboren, wenn er auch eine recht bunte Produktion auf weiten Gebieten der Altertumswissenschaft entfaltete. Von größter Wirkung aber waren seine Schriften wie seine organisatorischen Taten auf dem Gebiete der „gelehrten Schulen", nicht zuletzt dadurch, daß er das Ohr des Kronprinzen und späteren Königs Ludwig hatte. Der Akademie hat er als Klassensekretär von 1827 bis 1848 und von 1848 bis 59 als Präsident gedient, also ununterbrochen zweiunddreißig Jahre im Vorstand, was ihm offenbar niemand nachgemacht hat.

Er versagte niemals als ein würdiger orator; in dem noblen Pathos und dem humanistischen Ethos seiner vielen Reden bis ans Ende der fünfziger Jahre klingt die geistige Bewegung nach, die mit Winckelmann begonnen und in Goethe und Humboldt kulminiert hatte. Es scheint eine glückliche Fügung gewesen zu sein, daß die Bemühungen um Wolf, der Versuch mit Jacobs scheitern sollten und dadurch in Thiersch der richtige „Praeceptor Bavariae" gefunden wurde, als den man ihn mit Gebühr zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum feierte.

Mit der Universität aus Landshut kam der seit 1805 dort lehrende Vertreter der klassischen Philologie, Friedrich Ast, nach München und wurde sogleich in die Akademie gewählt. Ein gebürtiger Thüringer, wie Jacobs und Thiersch, war er in Jena 1799–1801 Friedrich Schlegel nahegetreten als Schüler und Freund. Je mehr von Schlegels frühen Entwürfen, Vorlesungen, Briefen bekannt wird, um so deutlicher wird es, daß Ast von diesem leidenschaftlichen genialen Anreger den Anstoß zu seinen Platonarbeiten und ganz besonders zu seinen methodologischen Schriften erhalten hat. Er wollte nun in München sein Platon-Lexikon, das wir heute noch benützen, vollenden und hatte offenbar keine Lust, sich unter dem jüngeren Thiersch in die Leitung des Seminars zu teilen. So wurde ein junger eingeborener Monacensis, der Thierschs Schüler am Lyceum gewesen war, dann in Leipzig und Berlin studiert und als erster an der Universität München (20. 3. 1827) promoviert hatte, zum zweiten Direktor des Seminars ernannt, Leonhard Spengel*, von 1835 an 45 Jahre lang ein außerordentlich produktives Mitglied der Akademie. Er war die ideale Ergänzung zu Thiersch; als ein wahrhaft großer Philologe hat er durch seine scharfsinnigen Arbeiten, die meist in den Abhandlungen der Akademie erschienen, vor allem zur griechischen Rhetorik und zur attischen Philosophie des 4. Jahrhunderts eine Bahn eröffnet, auf der die nächste Generation weitergehen konnte. Hermann Usener und auch noch dessen Schule haben das immer dankbar anerkannt. In der kurzen Zeit, in der Spengel eine Heidelberger Professur innehatte (1844 bis 47), wurde Carl Prantl*, ein 1820 geborener Landsberger, ein Schüler des Aristotelikers Spengel, Mitdirektor des Seminars; er blieb es, als Spengel endgültig nach München zurückkehrte, wurde 1848 Mitglied der Akademie, ein Polyhistor großen Stils, am berühmtesten durch sein Monumentalwerk, die „Geschichte der Logik im Abendland". Es hatte im Wesen des deutschen Neohellenismus von Winckelmann bis Hölderlin gelegen, daß das Griechische im gelehrten Schrifttum der Akademie wie im Hochschulunterricht dominierte; so ist es nicht allzu verwunderlich, daß alle bisher genannten klassischen Philologen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Gräzisten waren.

Spät und auf seltsamen Umwegen trat zu ihnen schließlich ein repräsentativer Latinist. Das erste Triumvirat der Seminardirektoren Thiersch, Spengel, Prantl hatte zwar keinen blutigen Bürgerkrieg, aber einen bitteren Federkrieg auszufechten. Die viri obscuri aller Zeiten versuchen gerne, den als „liberal" verdächtigten Humanisten das Leben zu verleiden. Leonhard Spengel, als Bayer und als Katholik, konnte es sich am besten leisten, sich und seine Mitdirektoren höchst temperamentvoll gegen Presseangriffe, besonders in der Augsburger Postzeitung, zu verteidigen in einer zweimal aufgelegten Broschüre von 50 Seiten, betitelt: „Das philologische Seminarium in München und die Ultramontanen, 1854". Allgemeine Vorwürfe gegen Thiersch und seine ganze Schule, „daß sie von der höheren Aufgabe der ächten Humanisten nichts wisse und das Gymnasium zugrunde richte", ließen sich leicht als sinnlos entkräften; aber von den speziellen Beschuldigungen, daß man es an schriftlichen sprachlichen Übungen fehlen lasse und daß die Studenten deshalb im Staatsexamen versagten, fühlte sich gerade Spengel betroffen, der ja im Seminar „strenge Kritik und Exegese und Selbstätthigkeit des Lehrlings" forderte und sich mit Leidenschaft dagegen wehrte, daß er nun etwa lateinische und griechische Aufsätze schreiben lassen sollte. Das friedliche Ende des Streites (von dessen Schimpfstil und nur zu deutlichen politischen Hintergründen hier nicht die Rede sein soll) war der Auftrag an KARL HALM*, den Rektor des Maxgymnasiums, besondere sprachliche, vor allem lateinische Übungen an der Universität abzuhalten. Wir erleben also die Genesis der sogenannten „Stilübungen" aus dem Ungeist des politischen Parteikampfes. Damit aber trat – und dies ist das Erfreuliche – ein Latinist von hohem Rang in engere Verbindung mit der Universität, wo er kurz darauf (1856) eine Professur erhielt neben der Direktion der Staatsbibliothek.

Halm soll erst aus dem Ernennungsdekret zu seiner Überraschung erfahren haben, daß ihm die Staatsregierung aus Geldnot neben dem neuen Lehrstuhl auch die Bibliotheksleitung übertrug. Aber der in München 1809 als Sohn eines Kunsthändlers geborene Karl Felix Halm war an Kummer gewöhnt, auch an zweifache und dreifache Arbeitsbelastung; er hatte den Vater früh verloren und mußte sich schon am Gymnasium mit Privatstunden durchschlagen. Es war ein besonderer Glücksfall, daß im Jahr seiner Reifeprüfung die Universität nach München verlegt wurde und daß er in Thiersch einen inspirierenden Lehrer fand. Sein Weg führte vom neueröffneten zweiten Münchener Gymnasium, dem Ludwigsgymnasium (1830), über Speyer (1839) und Hadamar (1846) zurück nach München zum eben begründeten dritten Gymnasium, dem Maxgymnasium, dessen erster Rektor er von 1849 bis 56 wurde. Erst ein sehr ehrenvolles Angebot einer Professur in Wien

verhalf ihm zu dem ihm gebührenden Lehrstuhl an seiner heimischen Universität.

Die Akademie hatte schon längst (1844) seine wissenschaftliche Bedeutung anerkannt und ihn zum Mitglied gewählt; 1870–73 amtierte er als Klassensekretär. Es war nur natürlich, daß sich der Schüler Thierschs zunächst auf dem Felde der griechischen Texte betätigte und auch später zu dieser ersten Liebe gelegentlich zurückkehrte, z. B. zu seinen Lectiones Aeschyleae von 1835 noch in einem Aufsatz im Rheinischen Museum 1866. Eine Αἰσωπείων μύθων συναγωγή hat er 1852 für die Bibliotheca Teubneriana geliefert, „ab honestissimo librario invitatus". Durch eine editio stereotypa ist Halms Sammlung der aesopischen Fabeln fast ein Jahrhundert lang der einzig zugängliche, überall verbreitete griechische Text gewesen; es liegt eine gewisse traurige Ironie darin, daß dieses sein „populärstes" Büchlein die schwächste seiner zahlreichen Textausgaben ist. Diese liegen sonst alle auf lateinischem Gebiet.

Die Unabhängigkeit Gottfried Hermanns von der neuhumanistischen und romantischen Bewegung sowie seine Selbständigkeit in der Nachfolge Bentleys zeigen sich auch darin, daß er sich um das Lateinische viel mehr als seine deutschen Zeitgenossen gekümmert hat. Von seinem scharfsinnigsten Schüler Karl Lachmann, der schon von 1816 ab an lateinischen Dichtern seine bekannte neue Methode der Textkritik und Editionstechnik zu entwickeln begann, ging eine stetige starke Wirkung aus; freilich drohte damit auch die Gefahr eines selbstgenügsamen und mitunter diktatorischen Kritizismus. In Moritz Haupt und in Otto Jahn, der Mommsens Kieler Lehrer wurde, führte diese Linie in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts; etwa um die Jahrhundertmitte scheint sie sich zu begegnen mit jener anderen ebenfalls von Gottfried Hermann angebahnten und von seinem Schüler Friedrich Ritschl durchgeführten Wendung zum Altlatein.

An diesem Wiederaufleben der lateinischen Studien hat Karl Halm entscheidenden Anteil. Er hat sich nicht den Dichtern zugewendet, nicht dem Altlatein, sondern der Prosa – der schönen Prosa vor allem, der „dulcedo et sonoritas verborum" Ciceros, deren Klang den jungen Petrarca zuerst hingerissen hatte. Um dieselbe Zeit, als Mommsen jenes Cicerobild der Renaissance und des Barock durch seine Kritik an dem Menschen und Politiker zu zertrümmern meinte, hat Halm in geduldiger Arbeit die kritische Grundlage für den Text vieler ciceronischer Schriften geschaffen und damit der besseren Kenntnis und Würdigung seiner Wortkunst in seiner Weise gedient. Die erste Züricher Monumentalausgabe von Orelli und Baiter in den zwanziger und dreißiger Jahren hatte noch in der traditionellen Weise den Vulgattext da und dort nach neu aufgetauchten Handschriften zu verbessern

gesucht; die Mitarbeit Halms bei Band II (Reden) und IV (Philosophische Schriften) der zweiten Auflage von 1854–61 erstrebte zum erstenmal eine möglichst breite handschriftliche Grundlage, zugleich aber eine strenge Sichtung der Codices nach ihrem Wert und eine Herstellung des Textes auf Grund der als am zuverlässigsten erkannten Überlieferung. Bei dieser harten Kleinarbeit wurde er kein blinder Anbeter der Manuskripte, sondern hat nach seinem Stilgefühl die ihm korrupt dünkenden Textstellen durch eigene oder frühere Konjekturen zu heilen versucht; auch Mommsen und Madvig, die die Druckbogen mitlasen, steuerten Emendationen bei. Spätere, etwas zaghaftere Generationen haben mitunter Halm seine Textänderungen verübelt, aber die Zukunft wird ihm vielleicht in manchem recht geben. Vor, neben und nach der Textausgabe hat Halm eine Anzahl von Reden Ciceros von 1845 ab mit Kommentaren, teils lateinischen, teils deutschen, versehen, die immer wieder aufgelegt wurden; auch eine Auswahl von achtzehn Reden hat er noch einmal 1868 herausgebracht. Auf Text und Erklärung von Ciceros Reden folgten Leistungen im Bereich der römischen Beredsamkeit; darunter war die entsagungsvollste Arbeit die Edition der „Rhetores latini minores" 1863, in der für vierundzwanzig Schriften von oft geringer Qualität neues handschriftliches Material zusammengetragen und zum erstenmal ein einigermaßen lesbarer Text hergestellt werden mußte, die subtilste und wohl erfolgreichste Arbeit war der Quintilian von 1868/69, in der sich die volle Meisterschaft des Editors bewährte.

Zwischen die früheren Cicero-Ausgaben und den späteren Quintilian fällt Halms Tacitus (1850, von ihm selbst viermal aufgelegt und seitdem von anderen erneuert). Hier läßt sich etwas Ähnliches beobachten wie bei den Cicerostudien. Während Mommsen gerade damals dem Historiker Tacitus seine mangelhafte Begabung für diesen Beruf nachzuweisen suchte, ist der erste kritische Text des großen Schriftstellers erarbeitet worden. Es war der wichtigste Schritt seit dem Monumentalwerk von Justus Lipsius (1574), dessen „Reden" übrigens Halms letzter Beitrag zu den Sitzungsberichten in seinem Todesjahr 1882 gegolten hat. Der Tacitustext von Halm zeigt, daß er die Fähigkeit besaß, sich in ganz verschiedene lateinische Prosastile einzuleben, so in die neben Cicero so viel kühnere und dunklere Darstellungsweise des Historikers. Im Gefolge des Tacitus bereicherte Halm die Teubnersche Sammlung auch mit Texten kleinerer römischer Geschichtsschreiber: Florus, Valerius Maximus, Cornelius Nepos, Velleius Paterculus; er hat niemals durchschnittliche Industrieerzeugnisse geliefert, sondern stets solide, auf neuer handschriftlicher Basis aufgebaute und mit Liebe zur Sprache durchgeführte Arbeiten. Wenn man sich die von Halm auf seinem Gebiet der lateinischen Autoren erworbene Editions- τέχνη klarmacht, be-

greift man, wie er bei den anfangs erwähnten Aesopea versagen konnte. Bei diesen handelte es sich nicht um einen Schriftsteller und seinen Sprachstil, sondern um ganz verschiedenartige Sammlungen, die zeitlich, inhaltlich, sprachlich differierten; so stand Halm hier vor Problemen der Überlieferung und der Sprache, die ihm gänzlich fern lagen. Da er sich den Namen eines der besten Kenner lateinischer Prosa gemacht hatte, bewarben sich verständlicherweise die Herausgeber der neu organisierten Serien spätantiker und frühmittelalterlicher Autoren um seine Mitarbeit; diese wollte er, da er sich der Bedeutung der großen Unternehmungen bewußt war, nicht versagen und wandte die an den Klassikertexten erworbene Virtuosität auf Nachklassisches an: für das Wiener Corpus der lateinischen Kirchenväter edierte er Sulpicius Severus, Minucius Felix, Firmicus Maternus (1866/67) und für Mommsens Auctores antiquissimi der Monumenta Germaniae Salvianus und Victor Vitensis (1877/79). Ja, sein Interesse und seine Tätigkeit erstreckte sich auch auf die Humanisten. Als die Akademie die Herausgabe der sämtlichen Werke des Celtesschülers und bayerischen Chronisten Aventinus begann, nahm sich Halm dessen kleinerer philologischer und historischer Schriften an (1880). Die Bibliothek, deren Vorstand er war, besaß die „Collectio Camerariana", den Nachlaß von vier berühmten Mitgliedern der Bamberger Familie Kammermeister, von denen ihm Joachim Camerarius als einer der größten Latinisten des 16. Jahrhunderts besonders vertraut war; Halm, selbst ein leidenschaftlicher Sammler von Autographen, besonders des 16. und 17. Jahrhunderts, veröffentlichte 1874, nachdem er im Jahre vorher in der Akademie über die Camerariana gesprochen hatte, einen ausführlichen, zweihundert Seiten starken Katalog der Sammlung von Briefen und Dokumenten und erschloß damit eine Quelle zur gelehrten und politischen Geschichte jener Zeit, die auch heute noch lange nicht ausgeschöpft zu sein scheint.

Halms weite Kenntnis der Gelehrtengeschichte und seine Hilfsbereitschaft kamen schließlich auch einem der großen Unternehmen der Historischen Kommission bei der Akademie zugute. Als Rochus von Liliencron 1869 von der Kommission mit der Herausgabe der Allgemeinen Deutschen Biographie betraut wurde, hat Halm ihm jede nur mögliche Erleichterung und Bewegungsfreiheit innerhalb der Staatsbibliothek gewährt, hat für die Vorarbeiten seine reiche wissenschaftliche und bibliothekarische Erfahrung zur Verfügung gestellt und schließlich selbst etwa 90 Biographien klassischer Philologen für die Bände A–L beigesteuert. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß seine ganze wissenschaftliche Tätigkeit bis zu seinem 47. Lebensjahre neben Schulämtern und dann noch 25 Jahre neben Lehr- und Bibliotheksamt herlief, erregt sie Achtung und Staunen. Seine Ver-

dienste als Verwalter und Mehrer der Bibliotheksschätze sind von seinem Nachfolger Georg Laubmann in der Allgemeinen Deutschen Biographie sachkundig gewürdigt worden; von ihnen kann hier nicht die Rede sein. Halm scheint das Gegenteil eines Bürokraten gewesen zu sein; er wird als großzügig und liberal innerhalb der Bibliothek und gegenüber den Benutzern geschildert, denen er ein stets bereites Instrument der Forschung und Bildung bieten wollte; das Risiko unsanfter Kritik, an der es nicht fehlte, nahm er von Anfang an auf sich. Fünfzehn Bände des Handschriftenkataloges sind – wenn auch noch so viel von Schmeller vorbereitet war – während seiner Amtszeit und unter seiner Aufsicht 1858–81 im Druck erschienen, auch sie ein Monument unermüdlichen Dienstes an der Wissenschaft.

Für die Akademie sollte ein großer Plan, den er faßte, aber wieder fallen lassen mußte, später von besonderer Bedeutung werden. Halm mußte bei seinem Bestreben nach möglichst sprachgetreuen Texten der lateinischen Autoren den Mangel einer umfassenden Sammlung des lateinischen Sprachschatzes bitter fühlen. Als etwas vereinsamter Schulmeister in dem stillen Hadamar hatte er Beziehungen zu Ritschl in Bonn angeknüpft, wie der rege und immer herzlicher werdende Briefwechsel von 1847 an zeigt. Zehn Jahre später entwarf Halm nach Besprechungen mit Ritschl und Fleckeisen den ausführlichen Plan zu einem neuen Thesaurus Latinitatis. Mommsen, mit dem Halm seit 1849 lebhaft korrespondierte, kannte offenbar den Plan und billigte ihn, wie ein Brief vom 25. Januar 1858 zeigt. Zum Redaktor war der einundzwanzigjährige Franz Bücheler, ein aufgehender Stern der Latinistik, ausersehen. König Max II. hatte einen ansehnlichen Zuschuß aus seiner Privatschatulle in Aussicht gestellt; die Wiener Philologenversammlung im Sommer 1858, der Halm den Plan präsentierte, gab ihr feierliches „placet". Während in demselben Jahre die Historische Kommission unter königlicher Förderung verwirklicht wurde, ist das Thesaurus-Projekt damals an äußeren und inneren Hemmnissen gescheitert; Halm selbst ist in den folgenden Jahrzehnten nie mehr darauf zurückgekommen.

Es bedurfte eines anders gearteten philologischen Geistes und einer zähen auf eben dieses eine Ziel gerichteten Energie; was Halm versagt blieb, glückte seinem Nachfolger an der Universität und in der Akademie, Eduard Wölfflin*. Dieser, 1831 in Basel geboren, gehörte einer alteingesessenen Basler Familie an, hatte an seiner heimischen Universität und dann in Göttingen studiert, wo ihn sein Lehrer Karl Friedrich Hermann zu einer kritischen Ausgabe der griechischen Schrift des Polyainos über Kriegslisten ermunterte. Für den jungen Studenten war das eine Gelegenheit, das philologische Handwerk zu lernen und die Handschriftensammlungen der großen euro-

päischen Bibliotheken zu besuchen. So traf er in München mit Halm zusammen, der ihm einen anderen lohnenden Hinweis gab, auf den Liber memorialis des Ampelius, eine enzyklopädische Schrift aus antoninischer Zeit, die nur in der Staatsbibliothek durch eine Abschrift des Salmasius aus einem verlorenen Codex erhalten war. Der Anregung folgend promovierte Wölfflin mit Untersuchungen zu dem spätlateinischen Büchlein in Göttingen 1854 und ließ unmittelbar eine Ausgabe folgen, die mit Halms Florus im gleichen Jahre gedruckt wurde. Der vorher begonnene griechische Polyaen, aus Gewissenspflicht einer einmal übernommenen Aufgabe gegenüber zu Ende geführt, erschien erst sechs Jahre später. Seine Neigung und seine sich immer stärker offenbarende eigentümliche Begabung zur Sprachbeobachtung ließen ihn am Lateinischen festhalten. Nach seiner Promotion kehrte Wölfflin nach Basel zurück, fand dort zunächst eine Anstellung an der Bibliothek und habilitierte sich 1856 an der Universität. Persönliche Differenzen mit dem Leiter der Bibliothek, der zugleich ein Ordinariat für klassische Philologie innehatte, veranlaßten ihn, an die Kantonsschule nach Winterthur zu gehen; von dort aus habilitierte er sich nach Zürich um, wo er 1870 eine ordentliche Professur erhielt. Er folgte 1875 einem Ruf nach Erlangen und nach der Ablehnung von Berufungen nach Freiburg und Jena übernahm er, als Halm zurücktrat, dessen Münchener Lehrstuhl. Die Akademie hatte ihn 1879 aufgenommen auf Halms Antrag, in dem Wölfflin „der feinste Beobachter auf dem Gebiet der lateinischen Sprachgeschichte" genannt war. Nicht behindert durch andere Ämter wie sein Vorgänger, war der freie und gerade Schweizer für fünfundzwanzig Jahre ein von den Studenten geliebter, zur Lehre und besonders zum geistigen Austausch im Seminar und im persönlichen Verkehr aufgeschlossener Dozent. Da er ein ganz bestimmtes wissenschaftliches Objekt im Auge hatte und seine eigene Methode gefunden hatte, bildete sich eine Art „Wölfflin-Schule". Hartnäckige, auch mit schlechten Anekdoten verbrämte Überlieferungen über gewisse Eigenheiten, wie etwa über seine unüberwindliche Abneigung gegen das Frauenstudium, lassen sich durch Erinnerungen noch lebender Schüler und Schülerinnen ins Reich der Fabel verweisen.

Wölfflin hat zwar den zwei genannten kritischen Ausgaben, mit denen er seine wissenschaftliche Arbeit begann, noch zwei weitere folgen lassen, aber er wurde kein Editor größeren Stils wie sein Vorgänger. Frühzeitig fühlte er sich unbefriedigt von dem Vorgehen der Herausgeber. Für die recensio der handschriftlichen Überlieferung hatte zwar die vorausgehende Generation eine „Methode" gefunden und verfeinert, aber die Entscheidung, welche der überlieferten Lesarten in den Text des Autors aufzunehmen sei oder ob alle zu verwerfen und zur Konjektur zu greifen sei, blieb den

zufälligen Sprachkenntnissen und dem Stilgefühl des einzelnen überlassen. So etwa hatte auch Karl Halm gearbeitet. Wölfflin glaubte hierin die Gefahr der Unsicherheit und subjektiven Willkür zu sehen; er kam zur Überzeugung, daß nur ein vollständiger Überblick über alle Stellen, an der ein Wort, eine Wendung überliefert waren, zu einer sicheren Entscheidung führen könnte. In einem Winterthurer Programm von 1864 „Livianische Kritik und Livianischer Sprachgebrauch" stellte er das Prinzip auf: „Die Vergleichung einzelner Parallelstellen ist trügerisch und muß sich erweitern zu einer vollständigen Übersicht des Gebrauches jeder Redensart, jedes Wortes, über welches zu streiten man sich die Mühe nimmt." Er zeigte an einzelnen Liviusstellen und zwei Jahre später am Tacitus, wie fruchtbar diese Methode exakter sprachlicher Beobachtung sein kann, und dies nicht nur für die richtige Diagnose bei Textvarianten und Korruptelen, sondern auch für die Erkenntnis des Stiles eines Autors und dessen verschiedener Entwicklungsphasen; ja darauf legte Wölfflin schließlich besonderen Nachdruck. Ein weiterer Schritt kündigt sich 1872 in der Abhandlung über „Antiochus von Syrakus und Coelius Antipater" an, die der Philologenversammlung in Leipzig vorgelegt wurde: daß nämlich solche Monographien nur Vorarbeiten sein sollten zu einer Erfassung der gesamten lateinischen Spracherscheinungen in ihren zeitlichen und örtlichen Variationen. In den Erlanger Jahren, von 1875 an, arbeitete er in dieser Richtung, die schließlich in der Schrift „Lateinische und romanische Komparation" (1879) programmatisch zum Ausdruck kam. Die Forschungsergebnisse der Ritschlschule über das archaische Latein konnten miteinbezogen werden; aber für die späte Latinität, das sogenannte „Vulgärlatein", und für den Übergang zu den romanischen Sprachen mußte neue Vorarbeit geleistet werden, um zu einer Gesamtüberschau zu gelangen. Wölfflins Methode und ihr Ziel waren zur völligen Klarheit gelangt, als er 1880 nach München übersiedelte; dies zeigt sich in den verschiedenen Sprachstudien, die er nacheinander in den Sitzungsberichten der Akademie 1880, 1881, 1882 veröffentlichte (über „afrikanisches" Latein, Alliteration, Gemination). Er selbst spricht wiederholt von „mikroskopischen" Untersuchungen und, wo es sich um das Werden und Vergehen von Wörtern handelt, von „Biologie". Mit diesen „zeitgemäßen" Ausdrücken scheint nichts anderes gemeint zu sein als der Wille zu jener Exaktheit, die als besonderes Zeichen der Naturwissenschaften galt und an der es die Philologie bisher seiner Ansicht nach hatte fehlen lassen. Die Gefahr, daß dies zu steriler Statistik führen könne, war nicht zu verkennen, aber gerade das wäre ganz gegen die Intention Wölfflins gewesen. In den Sitzungsberichten der Akademie (1882 III S. 422 bis 424) hat er in klugen und deutlichen Worten unter Vergleichung natur-

wissenschaftlichen Vorgehens und unter Hervorhebung des Unterschiedes die Sonderart der sprachlichen „Beobachtung" beschrieben: Es „wirken . . . einzelne hervorragende Geister durch die Literatur so mächtig auf die Sprache ein und der Geschmack der Völker und Jahrhunderte bewegt sich in so launischen Kurven, daß der individuelle Einfluß und die Macht der menschlichen Freiheit der der Natur oder der konstanten ratio mindestens gleichzusetzen ist. Dadurch gewinnt das Leben der Sprache in dem Maße an Reichtum, als die Beobachtung verwickelt und erschwert wird. . . . Das Wort Beobachtung (von Wölfflin gesperrt) muß ein Schlagwort der Philologie werden". Er selbst hat in seiner unmittelbar anschließenden Studie über die „Gemination im Lateinischen" die Kunst dieses philologischen Beobachtens an einem Musterbeispiel vorexerziert. Das Ergebnis aller minutiösen Einzelarbeit sollte ein „totales" sein, ein Gesamtwörterbuch der lateinischen Sprache. Die praktische Vorarbeit sollte eine 1883 gegründete Zeitschrift leisten, das „Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschluß des älteren Mittellateins als Vorbereitung für einen Thesaurus Linguae Latinae." Wesentlich war die jährliche Unterstützung des Archivs durch die Akademie; so konnte ein Mitarbeiterkreis, der bis zu 250 stieg, sammeln und experimentieren unter der warmherzigen Leitung und Anteilnahme des Gründers. Aber um zum Ziel zu gelangen, bedurfte es ganz anderer Mittel, und Wölfflin, der sich auf Finanzielles wohl verstand, unterschätzte die Schwierigkeiten nicht. Mit Mommsen hatte sich schon von 1879 an eine Verbindung ergeben. Ein alter Lachmannschüler, Martin Hertz, der einst in Wien Halms Vortrag gehört hatte, konnte den Eindruck nicht vergessen und erinnerte bei jeder Gelegenheit an die Notwendigkeit eines lateinischen Thesaurus; im Anschluß an seine der Preußischen Unterrichtsverwaltung eingereichte Denkschrift verfaßte Mommsen 1891 für die Berliner Akademie sein gewichtiges Gutachten; der Wiener Akademie legte W. von Hartel 1892 eine Denkschrift vor. So war es 1893, ein Jahrzehnt nach der Gründung des Archivs, so weit, daß nach einer Reihe von Konferenzen die Akademien von Berlin, Göttingen, Leipzig und Wien sich mit München zur Mitarbeit an dem gigantischen Unterfangen vereinigten und seine Organisation festlegten. An den entscheidenden Sitzungen nahm nicht nur die latinistische Prominenz Deutschlands und Österreichs teil: Wölfflin, der meist protokollierte, Bücheler, von Hartel, Leo, Ribbeck, sondern auch Wilamowitz und Hermann Diels, der von Mommsen als ein besonders energischer und geschickter Förderer gepriesen wurde. Daß als der Ort, an dem das ganze Zettelmaterial vereinigt und die Artikel von erlesenen Mitarbeitern ausgefertigt werden sollten, nach einigem Zögern München bestimmt wurde, geschah nicht zuletzt in allgemeiner

Anerkennung der Verdienste der bayerischen Akademie. Man sieht auch, wenn man Schritt für Schritt die Vorgeschichte verfolgt, daß nicht alte Pläne, wie etwa der von Halm, wieder aufgegriffen wurden, sondern daß Eduard Wölfflin von seiner eigenen Philologie her in langsamem bewußtem Fortschreiten zum eigentlichen Schöpfer des Thesaurus in München geworden ist. Gerade im ersten Jahr des 20. Jahrhunderts konnten die ersten Faszikel gedruckt werden; Wölfflin selbst hatte den Eröffnungsartikel verfaßt und Bücheler schrieb in würdigem Latein die Praefatio. 1905 ließ sich Wölfflin von seinem Lehramt entbinden und lebte dann bis zu seinem Tode 1908 in seiner Schweizer Heimat, noch für den letzten, den fünfzehnten Band des Archivs tätig und seinen musikalischen Neigungen ergeben.

Von seinem Thesaurus liegt jetzt ungefähr die Hälfte gedruckt vor; seine Geschichte war recht bewegt und zum Teil ein Leidensweg durch die zwei Weltkriege. Im Benediktinerkloster Scheyern hatten das unschätzbare Archiv, die Bibliothek und auch die Thesauristen Zuflucht gefunden, was jeden an benediktinischen Schutz in sehr viel früheren Zeiten erinnert. Die Sorge um das bedrohte Unternehmen, das einst mit Stolz als eine nationale deutsche Aufgabe gepriesen worden war, machte es zu einer Weltangelegenheit. Die gelehrten Gesellschaften vieler europäischer Länder sowie der Vereinigten Staaten betreuen das Schatzhaus der einstigen Weltsprache. Damit schließt sich in gewissem Sinn der Kreis. Denn F. A. Wolf, den die Akademie so gerne für München gewonnen hätte, hatte um das Jahr 1800, wie aus einem Beitrag zu seinen „Literarischen Analekten" von 1820 hervorgeht, ein Projekt „über die Einrichtung eines Thesaurus der Lateinischen Sprache" erwogen, an dem außer Deutschland auch Holland, Frankreich, Italien und England teilhaben sollten; er benannte die präsumptiven Mitarbeiter aus allen Ländern „Thesauristen" und sprach von „europäischem Gemeingut", ja von einem „Band . . ., die Gelehrten mehr als eines Erdteils zu verbinden."

Neben Wölfflin stand als Gräzist der gleichaltrige Rheinhesse Wilhelm Christ, der einst Halms Schüler am Gymnasium in Hadamar gewesen und seinem leidenschaftlich verehrten Lehrer nach München gefolgt war; hier bekleidete er nach Thierschs Ausscheiden von 1860 an ein Extraordinariat und von 1863–1903 ein Ordinariat für klassische Philologie. Den ungewöhnlich vielseitigen Gelehrten nahm die Akademie schon 1858 auf, als er noch Studienlehrer am Maxgymnasium war, und wählte ihn zum Klassensekretär 1894–1900. Otto Crusius hielt in der Akademie 1907 auf seinen an Verdiensten so reichen Vorgänger die Gedächtnisrede, aus der der Unterschied der Generationen, die Verschiedenheit des wissenschaftlichen Geistes und des persönlichen Temperamentes vernehmlich spricht.

Otto Crusius* war kein Gelehrter, wie er im Buche steht; das heißt nicht nur, daß ihm die traditionelle Kathederphilologie, die Feierlichkeit des Akademikers fernlagen, sondern daß sich etwas von der Problematik der Wissenschaft selbst in seinem Leben und Schaffen abzeichnet. Der äußere Lebensgang freilich unterscheidet sich wenig von dem normalen eines deutschen Professors jener Zeit. Crusius, in Hannover 1857 geboren, hatte im alten Lyceum seiner Vaterstadt neben „unfrohen und eingerosteten Herren" in Heinrich Ludolf Ahrens einen Lehrer höchsten Ranges; Ahrens war der Begründer der griechischen Dialektforschung, der erste kritische Herausgeber der Bukoliker, ein bedeutender Aeschylus-Interpret und als Schüler von Otfried Müller ein echter Kenner griechischer Religion. Seine Gymnasiasten suchte er in den Ernst sprachlichen Studiums und zugleich in die „lebendige" antike Welt einzuführen. Ihm fühlte sich Crusius mehr als irgendeinem seiner Universitätslehrer sein ganzes Leben zu Dank verpflichtet und huldigte ihm schriftlich und mündlich, so oft er nur konnte. In Leipzig (1875–79) erlebte er gerade noch das Ende der Ära Ritschl (der 1876 starb); nur das Handwerkliche scheint bei ihm einigen Eindruck hinterlassen zu haben. Stärker zogen ihn die Germanisten an, besonders Rudolf Hildebrands reicher und feiner Geist, und vor allem die Musik. Einen Freund fürs Leben gewann er in dem genialischen Polen Thaddäus Zielinski (den er so gerne später nach München als Nachfolger von Wölfflin gebracht hätte und der eigentlich Crusius' Biographie hätte schreiben sollen). Erst eine längere Reise in den Süden brachte die Klärung, also mehr die Anschauung als das Wort; er entschied sich für die klassischen Studien und fand in Ritschls Nachfolger Otto Ribbeck einen verständnisvollen Förderer. 1883 habilitierte er sich neben dem Schuldienst in Leipzig, wurde Erwin Rohdes Nachfolger in Tübingen 1886 und in Heidelberg 1898, ehe er 1903 nach München berufen wurde (Jena, Halle und Wien hatte er abgelehnt). Größere Reisen führten ihn nach Italien und Südfrankreich, nach Griechenland und Ägypten, und der Papyri wegen auch nach England. Die Akademie wählte ihn 1903 zum a. o., 1905 zum o. Mitglied, 1915 zu ihrem Präsidenten; erst einundsechzigjährig starb er an einem Gehirnschlag in den letzten Tagen des schweren Jahres 1918.

Crusius ist nicht in den Bahnen seiner Leipziger Lehrer Ritschl und Ribbeck weitergegangen, sondern wandte sich fast ausschließlich dem Griechischen zu. Es war vom allgemeinen Überwiegen der lateinischen Studien die Rede in den Generationen, denen Halm und Wölfflin angehörten. Im geschichtlichen Rhythmus bekam während der siebziger Jahre die hellenische Philologie, die inzwischen gewiß nicht verwaist gewesen war, wieder ein stärkeres Gewicht. Dies kündigt sich schon in rühen Schriften

von Usener und Rohde an, die sich nicht der großen Zeit, sondern gewissen Urelementen im griechischen Volkstum und späteren Erscheinungen zuwandten. Crusius hatte über Ahrens und Otfried Müller noch einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Griechenliebe der deutschen Romantik, schätzte Friedrich Schlegel hoch und war in die lebendige Diskussion über Nietzsches Jugendschriften in Leipzig unmittelbar hineingezogen. Dies alles traf mit seinen innersten Neigungen zusammen und hat zu einer ihm allein eigentümlichen „humanistischen" Wendung geführt.

Die Leistungen des Forschers liegen zunächst auf festumgrenzten, der hohen und klassischen Literatur fernen Gebieten: schon bei der Dissertation über die Lebenszeit des Babrios (1879) ist nicht etwa das chronologische Ergebnis (das auch später einer Korrektur bedurfte) das Wesentliche, sondern das lebendige Verständnis der antiken Fabel als einer Ausdrucksform des griechischen Volksgeistes und die souveräne Beherrschung der weit über die Antike hinausreichenden Fabelliteratur. Für Babrios hat Crusius 1897 die maßgebende Edition besorgt; die weitergreifenden Pläne blieben unvollendet: sowohl das Corpus fabularum Aesopicarum wie die Geschichte der antiken Fabel und ihres Nachlebens. (Von August Hausrath, dem Crusius sein ganzes Material überließ, sind erst 1939 und 1956 die zwei Teile des ersten Bandes, die Prosafabeln, bei Teubner veröffentlicht worden, wodurch Halms oben erwähnte alte Ausgabe endlich ersetzt wurde.) Was Crusius selbst 1913 „aus der Geschichte der Fabel" als Einleitung zu Kleukens' populärem Buch der Fabeln im Inselverlag veröffentlichte, sind köstliche Proben, die den Verzicht auf das Ganze um so bitterer empfinden lassen. Neben der Fabel galt seine Arbeit dem Märchen, den Sprichwörtern, den religiösen Bräuchen und Vorstellungen des Volkes. Seine Analecta ad paroemiographos Graecos, die Habilitationsschrift von 1883, legten die außerordentlich verwickelte Überlieferung der erhaltenen griechischen Sprichwörtersammlungen klar und sind noch heute das einzige Buch, das den Zugang zu ihnen eröffnet; denn soviel er später von 1885 bis 1910 zu den Paroemiographen veröffentlicht hat, das am Anfang fest ins Auge gefaßte Ziel, ein neues Corpus Paroemiographorum zu schaffen, ist bis jetzt nicht erreicht worden. (Ein 1958 erfolgter anastatischer Neudruck des Göttinger Corpus von 1839–51 ist ein schlechter Trost.) Die weit zerstreuten religionsgeschichtlichen und volkskundlichen Aufsätze von der Leipziger Zeit bis zum Beitrag in der Kuhn-Festschrift (1916) sind in ihrer Mehrzahl Interpretationsversuche, meist von Dichterstellen und somit echte Philologie. Im letzten Grunde wurzeln sie in den Anschauungen der von der romantischen Bewegung mitbestimmten „historischen Schule." Crusius hat Jacob Grimm immer mit bewußtem Nachdruck „den größten Philologen"

genannt, und unter den Altertumsforschern verehrte er Otfried Müller als den genialsten; Wilhelm Mannhardt aber pries er als den Forscher, der das Gemeinsame in antikem und nordischem Volksglauben aufgedeckt hatte.

Eine seltsame Gabe der Tyche waren für ihn die 1890 wiedergefundenen Mimen des Herondas: der „volksmäßige" Inhalt, il piccolo mondo antico, vor allem zog ihn an und ließ ihn für Ausgabe, Untersuchungen, Übersetzung in schneller Folge (1892/93) sorgen. Die Fähigkeit des unmittelbaren Eingehens auf das Neue, das vor allem der sich gerade damals öffnende Boden Ägyptens brachte, macht viele Jahrgänge des seit 1886 von ihm redigierten Philologus zu einer sehr anregenden Lektüre und war auch ein Stimulus in den Übungen des Oberseminars. Neue Funde gaben ihm auch Gelegenheit, seine unter Philologen einzigartige Kenntnis antiker Musiktheorie, die er sich als Musikfreund und Musiker früh erworben hatte, fruchtbar zu machen: zu Inschriften wie dem Seikiloslied und den delphischen Hymnen und zum Orestes-Papyrus hat er Wichtiges beigetragen (1893/94). Sein Tübinger Schüler, der Musikhistoriker Hermann Abert, hat in seiner Antrittsrede in der Berliner Akademie 1925 bekannt, daß Crusius seiner Laufbahn die entscheidende Wendung gegeben hat. Im Gegensatz zu allen bisher genannten Arbeiten war die flüchtige Revision und Ergänzung von Bergks „Anthologia lyrica" (1897) eine Not- und Pflichtarbeit. Die skizzenhaften Lyrikerporträts und die Entwicklungsgeschichte lyrischer Dichtformen (Dithyrambos, Elegie), die er für die fünf ersten Bände der Realenzyklopädie entwarf (bis 1905), sind fragmentarische Hindeutungen auf ein größeres Ziel. Während es ihm bei der Fabel, beim Sprichwort usw. um allgemeine Völkergedanken und naives Volkstum zu tun war, glaubte er bei den Lyrikern die Macht der „Persönlichkeit" in ihrer eigentümlich griechischen Prägung am unmittelbarsten zu fassen. In den gedruckten Arbeiten ist das angedeutet, ausgeführt hat er solche Gedanken in den Vorlesungen. Nur seine Hörer, die in glücklichen Stunden das lebendige tönende Wort, sehr abhängig von der Stimmung und Eingebung des Augenblicks, vernahmen, konnten sich einen Begriff von dem bilden, was Crusius über die Antike sagen wollte und konnte. Neben den großen Interpretationskollegs und literaturgeschichtlichen Vorlesungen standen solche über „Formenlehre der antiken Dichtung", über Geschichte der Philologie, über die Antike im 19. Jahrhundert; die beiden letzteren hat er im ersten Weltkrieg (1915/16) vereinigt unter dem Titel: „Altertum und Deutschtum. Einleitung in die klassische Philologie." Offen spricht hieraus, was doch auch die Dominante aller anderen Äußerungen war, das Bekenntnis zum Griechentum.

In diesem Bekenntnis liegt das Persönlichste und das Allgemeinste zugleich beschlossen. Zu Crusius' Lebenszeit standen nebeneinander, etwas grob gesagt, ein traditioneller Schulhumanismus, der nach der Ansicht der Wissenschaft, soweit sie ihn überhaupt berücksichtigte, nur von einem Scheinbild, von einer „gedachten" Antike lebte, und jene Altertumswissenschaft, die sich um das „wirkliche" Altertum bemühte und für welche die Antike als Ideal dahin war. Kritizismus, Realismus und Historismus nahmen eine Abwehrstellung gegen das Geschichtsbild des deutschen Klassizismus und der Romantik ein. Crusius, den Nietzsches radikale Kritik am theoretischen Menschen und seine Konzeption des dionysischen Griechen früh berührt und bewegt, wenn auch nicht betört hatte, stellte der bloß noch historisch gesehenen und damit relativierten Antike den humanistischen Grundsatz entgegen; er glaubte, ohne die im 19. Jahrhundert vertiefte und erweiterte Erkenntnis der antiken Welt preiszugeben, auf die Prinzipien Wilhelm von Humboldts zurückgreifen zu können und zu müssen. „Das Ideal des Neuhumanismus ist durch das Läuterungsfeuer der Geschichtswissenschaft gegangen und hat standgehalten" (1910). Für den Aufbau der antiken Kultur selbst schien ihm die Idee der Persönlichkeit und die der inneren Freiheit grundlegend; entwicklungsgeschichtlich betrachtet, stand ihm ihre Ursprünglichkeit (im Volklichen, Staatlichen, Individuellen) und der ewige Symbolgehalt für die europäische Kulturgemeinschaft fest. Die Griechen galten ihm als die Schöpfer und Träger der Bildungsidee; wie Humboldt muß sich jeder, der an geschichtlich Gegebenes anknüpfen will, an sie als die Erzieher wenden; unter diesem Gesichtspunkt erschienen die Römer – so sehr gerade Crusius ihrer Eigenart sonst gerecht zu werden suchte – nur als Vermittler. Diese Gesamtanschauung vom Wesen der griechisch-römischen Welt steht hinter allen seinen Äußerungen. Zur Erforschung des geschichtlichen Zusammenhangs der alten Kultur mit allen späteren suchte er anzuregen als Gründer der Sammlung „Das Erbe der Alten", herausgegeben im Verein mit Zielinski und Immisch seit 1910; zum Untertitel des Philologus: „Zeitschrift für das Klassische Altertum" fügte er „und sein Nachleben" seit 1912 hinzu. Ihn selbst hat vor allem die deutsche Klassik und Romantik beschäftigt, aber auch das folgende 19. Jahrhundert, insbesondere Nietzsche, und die unmittelbare Gegenwart. Das Wissen um die Grundkräfte hellenischen Geistes wirkt nach seiner Überzeugung unmittelbar ins eigene Leben, und nur aus der eigenen Lebendigkeit läßt sich das Griechentum verstehen. Die Gestaltung des eigenen Selbst und die werthafte Erfassung der Antike bedingen sich also gegenseitig. Der „zwanglose" 1911 gedruckte Vortrag: „Wie studiert man klassische Philologie?" sollte zu einem Buch „Philologiestudium und die Be-

deutung der Antike" ausgearbeitet werden. Es ist im Grunde das humanistische Ethos, das ihn zu dem innerlich so ganz anders gearteten Rohde hinzog und in dessen Preis sein biographischer Versuch (1902) ausklingt; wie stark ihn die Problematik der „klassischen" Philologie bewegt hat, zeigen neben diesem seinem größten und bedeutendsten Werk zu ihrer Geschichte seine Aufsätze über seinen Lehrer Ribbeck (1899), seine Einleitung zum zweiten Bande von Nietzsches Philologica, deren Herausgabe er übernommen hatte (1913), ja selbst die schon erwähnte Gedächtnisrede auf seinen Münchener Vorgänger Wilhelm von Christ (1907).

Dieser in der öffentlichen Sitzung der Gesamtakademie am Stiftungsfest gehaltene Vortrag ist im Druck durch Anmerkungen und Beilagen wesentlich bereichert worden und greift weit über den unmittelbaren Anlaß hinaus in Fragen der Gelehrtengeschichte, der wissenschaftlichen Methode und des Humanismus. In den Klassensitzungen hat Crusius nach seiner Wahl jedes Jahr vorgetragen (1904–1909); was er aus seinen engeren Forschungsgebieten (Mimos, Epen- und Hymnendichtung, Iambographen, Volkskunde, Sprichwörter) zum besten gab, erfährt man meist nur aus den ausführlichen „Summaren". Gedruckt sind nur die „Sagenverschiebungen" 1905 und im Anschluß an einen von Kugéas publizierten Athener Paroemiographencodex eine bunte Fülle zum Teil glänzender religionsgeschichtlicher und literarischer Exkurse (1910). Daß er der Klasse stets ein „tätiger Berater" war und in den Kommissionen „mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperamentes" mitgearbeitet hat, rühmte sein nächster Fachkollege Albert Rehm. Man begreift, daß unter dem Eindruck dieser höchst eigenartigen impulsiven Persönlichkeit die Gesamtakademie gerade Crusius im ersten Kriegsjahr zum Präsidenten erkor. Wenn er in dieser Eigenschaft bei den öffentlichen Sitzungen das Wort ergriff, so verlas er nicht bloß trockene Berichte, sondern sprach in freier Weise einmal zum Thema „scientia militans", d. h. über die Arbeit der Wissenschaft für den Krieg, ein andermal über „militia philosophans", d. h. über das Material, das aus Kriegsgebieten der Dialektforschung, der Soldatensprache oder der Archäologie, Prähistorie, Geologie und Paläontologie zugute kam; 1916 konnte er über den Arbeitsbeginn der großen Samsonstiftung berichten, deren Mittel bestimmt waren, die Erforschung der Tatsachen und Ziele des sittlichen Lebens zu fördern. Mit bewegten Worten, in denen die ganze Weite seiner Bildung und Interessen zum Ausdruck kam, verbreitete er sich über das geplante Zusammenwirken von Vertretern der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften, der Biologie und der Ethik.

Bei Crusius kamen, wie sich zeigte, die großen eigenen wissenschaftlichen Pläne über Entwürfe und Vorarbeiten nicht hinaus. Er selbst klagte

1909, wie gegenüber dem „wahrhaft monumentalen Werk" seines Tübinger Freundes Hermann von Fischer seine eigene „Schreiberei verzettelt und zerflattert ist". Er und andere haben der Last der Nebenämter, die er sehr ernst nahm (Oberster Schulrat in Baden und Bayern, Zensurbeirat, Präsidium der Akademie und Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des bayerischen Staates), sowie den Lockungen des künstlerisch-geselligen Lebens in dem Vorkriegs-München die Hauptschuld gegeben. Crusius, der schon in früher Jugend an Hoffmann von Fallersleben einen väterlichen Freund gehabt hatte, stand in München vielen Kreisen von Schriftstellern, bildenden Künstlern, Musikern nahe, so z. B. Michael Georg Conrad, Josef Ruederer, Isolde Kurz, Otto Greiner, Adolf von Hildebrand, Hans Pfitzner. Die innere Erregung der Kriegszeit und das Drängen von außen ließen ihn einen Band eigener poetischer Improvisationen publizieren („Heilige Not" 1916); von seinen Kompositionen ist kaum etwas an die weitere Öffentlichkeit gekommen. Das überraschende Nachlassen der in den Leipziger und Tübinger Jahren so intensiven Forscherarbeit mag aber auch eine tiefere Ursache haben. Ihm stand nicht, wie den meisten seiner Zeitgenossen, der Wert wissenschaftlicher Arbeit an sich bedingungslos fest; er suchte nach dem Sinn und nach dem unmittelbaren tätigen Anschluß an die Zeit. „Ich fühle die Verpflichtung, Zeitgenosse zu sei", war ein Leitspruch. So schön eine solche Offenheit für alles Lebendige ist, die Winde der Zeit bliesen zu heftig und nicht günstig. Gehetzt und atemlos mußte er immer öfter von dem Weg abschweifen, auf dem er den hohen Sinn seiner Wissenschaft im Lebenszusammenhang finden wollte. Der Rast- und Ruhelose wurde plötzlich vom unvollendeten Lebensweg entrafft. In der humanismuslosen Zeit aber zwischen Nietzsche und dem ersten Weltkrieg, in confinio duorum saeculorum, aus der Wissenschaft selbst heraus die Stimme „pro humanitate" erhoben zu haben, war das Besondere und Große bei Crusius, das auch ohne die Gnade der Erfüllung des Gedächtnisses würdig ist.

Eduard Schwartz* war Mitte November 1918 beim Kriegsende aus Straßburg nach Freiburg geflohen; er hatte kurz vorher sein sechzigstes Lebensjahr vollendet. Ende Dezember starb plötzlich der nur wenig ältere Crusius in München; durch Ludwig Curtius erfuhr es Schwartz am nächsten Tage. Was man kaum zu hoffen gewagt hatte, gerade weil es das einzig Natürliche war, geschah: man gewann Schwartz sofort für München. Die Akademie wählte ihn zum Mitglied, und an der Universität begann er im Sommer 1919 seine Lehrtätigkeit. Über zwei Jahrzehnte hatte München das Glück, ihm eine neue Heimat und eine Arbeitsstätte zu bieten. Vorlesungen und Übungen hielt er zehn Jahre lang, nach seiner Emeritierung 1929 nur noch ein

paar, freilich unvergeßliche, Publica. Für die Akademie, an der sein Herz hing, war er der größte Gewinn; zu den Sitzungsberichten und besonders zu den Abhandlungen hat er fast Jahr um Jahr Beiträge von großem Umfang und Gewicht geliefert. Zweimal war er Klassensekretär, 1920–27 und 1934–40, dazwischen 1927–30 Präsident; durch solche Amtsgeschäfte, die er mit vollem Verantwortungsgefühl als Dienst an der Wissenschaft durchführte, ließ er sich in seinen eigenen Arbeiten in keiner Weise stören. Er gehört zu den imposantesten Figuren der Altertumswissenschaft nicht nur unserer, sondern aller Zeiten.

Eduard Schwartz stammte aus einer holsteinischen Familie von Pastoren und Ärzten; er wurde in Kiel 1858 geboren und wuchs in Göttingen auf. Entscheidend für ihn war das Studium in Bonn, wo damals Useners und Büchelers Sterne leuchteten und wo Schwartz 1880 promovierte. Die Bonner Studienjahre waren unterbrochen worden durch Semester in Berlin, wo er vor allem Mommsen hörte, und in Greifswald, wo er dem damals einunddreißigjährigen Wilamowitz zum erstenmal begegnete. Alle seine großen Lehrer und Freunde hat er in akademischen Nachrufen gefeiert, Usener und Mommsen in der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (dort auch Wellhausen), Wilamowitz in unserer Akademie, Mommsen und Wilamowitz noch einmal in der großartigen „Einführung" zu ihrem Briefwechsel (1935); es sind persönliche Huldigungen, meisterhafte literarische Porträts, und darüber hinaus Bekenntnisse, von einem wahrhaftigen, klaren und harten wissenschaftlichen Ethos erfüllt. Auf die Promotion folgte die Stipendiatenzeit in Italien, wo er Mommsen nähertrat. Soviel Schwartz auch von Land und Leuten, von Sprache und Kunst in sich aufnahm, seine Leidenschaft galt den Handschriftenschätzen der italienischen Bibliotheken; ein Besuch der Pariser Bibliothek schloß sich an. Griechenland hat der große Gräzist nie betreten; wichtige Manuskripte gibt es dort nicht zu kollationieren. Die Grundlage für die Herausgabe der Euripides-Scholien (erschienen 1887–91) und auf dem frühchristlichen Gebiet für die Ausgaben der Apologeten (1888 ff.) und des Eusebios (1905–08) wurden damals erarbeitet. Nach der Rückkehr habilitierte sich Schwartz bei seinen Bonner Lehrern 1884, und bald begann die Wanderschaft des Professors; sie führte von Bonn über Rostock (1887), Gießen (1893), Straßburg (1897), Göttingen (1902), Freiburg (1909), noch einmal Straßburg (1913), wo er im Kriegsjahr 1915/16 Rektor war, zur Endstation München 1919. An sieben verschiedenen Universitäten hat Schwartz gelehrt, und zwar die weitaus längere Zeit im Süden; er liebte die Luft der Rheinebene über alles, aber er hat sich auch an das bayerische „Holzfällerklima" gewöhnt, wie er es etwas bissig nannte. Wie in München die Akademie, so war in Göttingen die Gelehrte

Gesellschaft für ihn von entscheidender Bedeutung; der Straßburger Außenposten entsprach am besten der kämpferischen Natur seiner Mannesjahre.

In den sechzig Jahren von der Dissertation im Jahre 1880 bis zum Tode 1940 ist ein Werk von riesigen Ausmaßen entstanden. Es läßt sich am besten oder eigentlich überhaupt nur überschauen in jener noblen Schrift, in der Albert Rehm voller Pietät und Verständnis über „Eduard Schwartz" wissenschaftliches Lebenswerk" berichtet hat; diese geht mit Recht und Notwendigkeit über das sonst übliche Maß von akademischen Gedächtnisreden oder Nekrologen weit hinaus (Sitzungsberichte 1942, Heft 5, 75 Seiten). Das Riesenmaß der Leistung ist nur das, was zunächst ins Auge fällt; die Klarheit der Fragestellung, die Schärfe der Kritik, die Präzision des Stils gibt allen Schriften von Schwartz ihr eigenes Gepräge und ihre dauernde Bedeutung. Hinter allen aber steht etwas, was man wohl nicht anders als einen „Glauben" nennen kann; das θεωρεῖν, das unendliche Streben nach Erkenntnis, ist autonom. In diesem Glauben stand Eduard Schwartz nicht allein; er ist ein Phänomen der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts, ein großartiges Schauspiel und mitunter ein tragisches. Aus ihm ist jene unbeirrbare Hingabe, eine Dienstbarkeit entsprungen, die zu übermenschlich anmutenden Leistungen befähigte.

Die klassischen Studien von Eduard Schwartz, die in Useners Schule von griechischer μυθολογία und θεολογία ihren Ausgangspunkt nahmen, erstreckten sich allmählich über alle Zweige und Zeiten der griechischen Literatur und auch auf die bedeutendsten lateinischen Autoren wie Cicero und die römischen Historiker. Auf dem Gebiet der griechischen Dichtung waren es besonders Homer, aber auch Hesiod, Euripides samt seinen antiken Kommentatoren, Menanders Komödien, Theokrits Daphnis. Für die beiden exquisiten Folianten der Bremer Presse hat er einen eigenen sehr persönlichen Homertext konstituiert; mit einem kleinen Iliasbuch und einem umfassenden über die Odyssee schaltete er sich in den Streit um die Analyse vernehmlich ein. Fragen der griechischen Philosophie, besonders der Ethik, der frühen wie der hellenistischen, bewegten ihn sein Leben lang; aber es waren doch wohl die Historiker, um deren Verständnis er am zähesten gerungen hat, um keinen mehr als um Thukydides. Nach manchen Vorarbeiten schrieb er während der schweren Zeit des ersten Weltkriegs in Straßburg eine Gesamtanalyse des thukydideischen Geschichtswerkes; er wollte darin zeigen, „wie der lange peloponnesische Krieg auf den Geschichtsschreiber gewirkt hatte." Dieses Buch, sein bedeutendstes auf dem klassischen Felde, hat durch Zustimmung und Widerspruch eine Diskussion in Gang gebracht, die auch heute nach vierzig Jahren noch nicht verstummt ist. Im kürzlich erschienenen zweiten Band seiner „Gesammelten Schriften" wird nur eine

bescheidene Auswahl von Aufsätzen „Zur Geschichte und Literatur der Hellenen und Römer" geboten; aber auch so überwiegen die Beiträge zur Geschichte erheblich. Schwartz hatte gewiß Sinn für die Belles-Lettres und war nichts weniger als ein ἄμουσος – das zeigt jede Zeile, die er schrieb –, aber im Innersten ein „animal politicum", wie es Mommsen von sich gesagt hat, interpretierte er doch am liebsten die politischen Historiker.

Was in dieser flüchtigen Skizze von Schwartz' Werken im engeren Bereich der klassischen Philologie angedeutet ist, wäre für die meisten Gelehrten mehr, als sie in einem ganzen Leben leisten könnten. Für ihn aber waren sie, wenn man das gesamte Opus überblickt, nur Parerga. Schon in der römischen Stipendiatenzeit hatten ihn neben den Euripides-Scholien die christlichen Apologeten und Eusebios beschäftigt. Mit Mommsen zusammen hat er schließlich die monumentale Ausgabe von dessen ἱστορία ἐκκλησιαστική vollendet. Sie wird seit einem halben Jahrhundert immer wieder als das Muster einer kritischen Edition gerühmt. Es war, wie er selbst bekannte, während der ersten Straßburger Zeit von 1897 an, daß „seine Studien eine Richtung bekamen, die ihn aus dem Stoff der klassischen Philologie hinaustrieb und die, zunächst wenig spürbar, dann aber in steigendem Maße einen Widerstreit zwischen der Lehrtätigkeit und der wissenschaftlichen Produktion herbeiführte, von dem ihn erst der lange ersehnte Abschied vom Amt 1929 befreit hat". Diese wissenschaftliche Produktion auf dem nicht-klassischen Felde förderte zunächst sehr Verschiedenartiges zutage: Studien über das Johannesevangelium, über den Apostel Paulus, über die Apologeten, über den ersten christlichen Kaiser, besonders über Athanasios und über die Ostertafeln. Auf der Höhe seines Lebens aber im Jahre 1909 sah er sich einer der gewaltigsten Aufgaben gegenüber, die je einem einzelnen gestellt wurden: einer kritischen Textausgabe der oekumenischen Konzilien von Ephesos (431), Chalkedon (451) und Konstantinopel (553), die von der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft betreut werden sollte. Schwartz hat diese Aufgabe erfüllt. Es trifft auf ihn zu, was er von Mommsen sagte: „er war frei von einem Grundübel der Philologen, anzufangen und nicht fertig zu machen." Von 1914–1940 sind 13 Volumina in Großquarto mit etwa 3000 Seiten Text im Druck erschienen. Vorläufer, Begleiter und Nachläufer der Ausgabe sind Abhandlungen, in denen er selbst das neue Urkundenmaterial schon auszuwerten begann – zum allergrößten Teil von 1920 an in den Schriften der Bayerischen Akademie gedruckt (acht in den Sitzungsberichten, fünf in den Abhandlungen). Nicht aus der vielfach rhetorisierten Literatur jener Jahrhunderte, sondern unmittelbar aus den Urkunden selbst, aus der Publizistik, aus den Briefen sollten die geschichtlichen Zusammenhänge rekonstruiert werden. Worum ging es dabei, wenn wir das

Ganze zu überschauen und zu charakterisieren versuchen? Um zwei Dinge, so scheint es mir. Mommsen hatte aus den „Urkunden" auf den Steinen und auf den Münzen die Geschichte des imperium Romanum (im 5. Bande seiner Römischen Geschichte) wieder aufgebaut. Schwartz' Ziel aber war es, den Konflikt zwischen der Weltmacht dieses Römischen Reiches und zwischen der Kirche, die in ihren fest organisierten Gemeinden zu einer neuen Macht aufstieg, in seinen Wechselfällen zu zeigen bis zum Bunde zwischen Kaiser und Kirche. In dieser Weise hat Schwartz das geschichtliche Werk Mommsens ergänzt und fortgesetzt, und darin liegt doch wohl seine größte Leistung. In den mir bekannten Würdigungen ist das, meine ich, nicht so ganz klar zum Ausdruck gekommen. Der Begriff der „Altertumswissenschaft" ist von dem schon wiederholt genannten F. A. Wolf geprägt worden; Böckh, Mommsen, Wilamowitz, um nur die Größten zu nennen, hatten ihn mit Leben erfüllt. Schwartz gehört in diese Reihe; aber er ist nicht nur zeitlich weiter gedrungen bis zu Justinian weit in das sechste nachchristliche Jahrhundert, er hat neue Fragen gestellt und nach Lösungen gesucht. So ist er fortschreitend auf den der deutschen Forschung eigentümlichen Bahnen zu einer Erweiterung der Altertumswissenschaft gelangt. Generationen werden von dem Material zehren können, das in den kritisch zuverlässigen Texten seiner Konzilakten vorliegt. Es gibt jeder Wissenschaft einen besonderen Schwung, wenn sie Neuland vor sich sieht und sich aufmacht, es zu erobern. „Eroberung" bedeutet Kampf, Polemik auf wissenschaftlichem Felde, im Falle von Schwartz Auseinandersetzung mit gewissen Richtungen der Theologie, besonders jener, die Dogmengeschichte und Kirchengeschichte gleichsetzte. Die Hauptsache blieb doch das Positive, jene Fülle noch unerschlossener Quellen, aus denen ein kräftiger und entschlossener Geist wie Schwartz in absehbarer Zeit Eigenes und Neues gewinnen konnte. In den letzten sechzig Jahren brachten ja auch die Papyri ungeahnte Schätze kostbarer literarischer Bruchstücke ans Licht; aber ihre Wiederherstellung erfordert eine unermeßliche Geduldsarbeit und Feinmechanik, die dem Temperament von Eduard Schwartz wenig gemäß war; doch hat er auch hier so nebenbei, im Bakchylides etwa und im Menander, ein paar glückliche Treffer gemacht. Schließlich muß man etwas tiefer blicken als auf das Temperament des Forschers und auf das weite Feld kirchengeschichtlicher Dokumente. Dann stößt man auf eben jenes Element, auf das wir bei der Betrachtung von Schwartz' klassischen Studien gestoßen waren, auf das „Politische". Der Gedanke, von dem seine Rekonstruktion der alten Kirchengeschichte getragen war, war der, daß die innerkirchlichen Auseinandersetzungen, gewöhnlich als dogmatische Streitigkeiten betrachtet, in erster Linie politisch gewesen seien, und zwar machtpolitische Kämpfe zwischen den großen Hierarchen; und sie

wiederum mußten sich nach außen hin auseinandersetzen mit den Trägern der Reichsgewalt. Es ist ohne weiteres begreiflich, daß nicht alle dieses Geschichtsbild akzeptieren wollen; daß aber ein neuer wichtiger Gesichtspunkt gewonnen war, ist kaum zu leugnen.

Es wurden soeben die großen „Hierarchen" hervorgehoben. Die Eigenart nämlich von Schwartz' geschichtlichen Arbeiten bestand in der scharfen Modellierung der Individuen. Selbst den Schatten der epischen Rhapsoden, die hinter der endgültigen Formung unserer Ilias und Odyssee stehen, hat er Blut eingeflößt und sie als rivalisierende Einzelgestalten aufleben lassen; und so läßt er den Zug der antiken literarischen Einzelpersönlichkeiten von den homerischen Zeiten bis zu den streitbaren Kirchenfürsten wie Kyrill oder Athanasios oder auch geringeren Diakonen und Mönchen vor unseren Augen vorüberschreiten. In der Mitte gewahren wir die Größten: die beiden Reihen der „Charakterköpfe aus der antiken Literatur" von Hesiod und Pindar bis zu Cicero und Paulus. Aus Vorträgen hervorgegangen (1903 und 1909), sind die Charakterköpfe seit einem halben Jahrhundert gelesen und immer wieder gedruckt worden und werden weiterleben als ein Kunstwerk deutscher Prosa.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts sind die Akademien vielfach, einem Zuge der Zeit folgend, zum Großbetrieb der wissenschaftlichen Kollektivarbeit übergegangen; aber solche Organisationen ziehen ihre Lebenskraft aus der persönlichen schöpferischen Forschung ihrer Glieder. „Nur die Individuen führen die Wissenschaft weiter", ist ein Wort von Jacob Burckhardt. Darum mag der Versuch berechtigt sein, im Wirken von vier sehr verschiedenen Einzelpersönlichkeiten die Bedeutung der klassischen Philologie innerhalb der Akademie zu veranschaulichen.

Hinweise auf Quellen und Literatur

Zu F. A. Wolf, F. Jacobs usw.: Friedrich August Wolf. Ein Leben in Briefen, von Siegfried Reiter, Stuttgart 1935, Bd. 1–3, und Ergänzungsband, Halle 1956; dieser großartigen, chronologisch geordneten Briefausgabe mit erschöpfendem Kommentar sind die zitierten Stellen zum größten Teil entnommen. – Thierschs Nachlaß in der Staatsbibliothek (Thierschiana) ist von Hans Loewe, Friedrich Thiersch. Ein Humanistenleben, benützt worden; es ist nur der erste Band, der bis zum Jahre 1825 reicht, erschienen, München 1925; umfangreicheres Quellenmaterial ist herangezogen in der Münchener Dissertation von Hans-Martin Kirchner, F. Th., Seine geistige Welt und seine kulturpolitischen Bestrebungen, 1955 (nur in Maschinenschrift auf der Universitätsbibliothek München); darin S. 192–203: „Th.'s Wirksamkeit für die Akademie", d. h. für deren Organisation. – Nachlaß von K. Halm in der Staatsbibliothek: „Halmiana"; wichtig der ausgedehnte Briefwechsel, darunter Ritschls Briefe von 1847 ab und Mommsens Briefe von 1849 ab. Eduard Wölfflin, Gedächtnisrede am Stiftungsfest 1883 (mit Schriftenverzeichnis); W. Christ und G. Laubmann in der Allgemeinen Deutschen Biographie. – Eduard Wölfflin, Ausgewählte Schriften,

hrsg. von Gustav Meyer 1933, mit einem wichtigen Vorwort von Jacob Wackernagel und den Reden zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages 1931: J. Stroux, E. W. und die lateinische Philologie, G. Dittmann, W. und der Thesaurus Linguae Latinae. O. Hey, E. W., in Bursians Jahresberichten 155, Bd. IV (Nekrologe), 1911, S. 103–136 mit vollständigem Schriftenverzeichnis. Zur Vorgeschichte des Thesaurus noch einiges Ungedruckte im Archiv des Thesaurus. – Der Abschnitt über Otto Crusius beruht zum großen Teil auf meinen eigenen früheren Ausführungen im Deutschen Biographischen Jahrbuch II 237 ff. (1928) und in der Antike 9 (1933) 255 ff.; weitere bibliographische Angaben auch über den handschriftlichen Nachlaß, s. Neue Deutsche Biographie III (1957) 432. – Zu Eduard Schwartz ist die ausführliche Schilderung seines Lebens und seines Werkes von Albert Rehm schon oben im Text genannt; dort sind andere Nachrufe und ein vollständiges Schriftenverzeichnis aufgeführt. Benützt ist von R. auch der von Schw. selbst verfaßte „Wissenschaftliche Lebenslauf", der jetzt in „Gesammelte Schriften" II (1957) im Wortlaut abgedruckt ist; Teile des Nachlasses, darunter Briefe, in der Staatsbibliothek.